

(Nachdruck verboten.)

23]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

„Lorenz! Lorenz!“ begann der Alte, ihn am Arm packend und mit seinen erloschenen Augen in den Zügen des Sohnes forschend:

„Sag, daß net wahr is! Daß D' grad an Spaß hast mach'n woll'n mit der Bursch.“

Eifel packte Lorenz. „'s is aber wahr,“ schrie er den Alten an. „Der Flori kriagt d' Resl, und kein Mensch hat da mehr drein z'red'n.“

Das runzelige Antlitz verzerrte sich, der zahnlose Mund blieb offen stehen.

„Nimm Di in acht, Lorenz!“ Er hob drohend den Finger. „Daß kein anderer drein redt!“

„Sag glei, der Achenbacher,“ bemerkte Lorenz, „daß Di net fürchtst, unsern Herrgott zum Diener z'mach'n von Dein' Saß. Der will ja nix wiss'n davon, der freut si ja grad über so an Ausgang.“

„Nacha is Dein Herrgott an anderer Herrgott als der mein'“, erwiderte der Greis im Tone fester Ueberzeugung; „der mein' dreht und wendt si net, dem sein Will'n steht fest, und was sein Will'n is, das hat er uns Achenbacher deutli zeigt mit der Gnad', die er ausgoff'n hat über unser Haus, mit dem Fluch, den er g'schleudert hat auf die Lehner. Zekt thua, was D' magst, i, i halt's mit dem da.“

Er deutete auf den in dem ewigen Lichte seine schmerzverzerrten Glieder badenden Christus.

„I bin z' alt, mi an an neuen Herrn z'gewöhna.“

Sich vor dem Bilde bekreuzigend, wandte er aus der Stube.

Es war ein herrlicher Sonntag, der auf diesen für Flori so bedeutungsvollen Samstag folgte.

Lorenz zog es vor, den Tag in der Holzhütte des Schindlgrab'n zuzubringen. In einer Woche denkt Bursch und der Alte vielleicht doch anders über die Sache, während zekt nur neuer Streit zu erwarten war.

Flori hatte er bis zekt in die Ereignisse des vergangenen Tages noch nicht eingeweiht; verschiedene Gründe bestimmten ihn.

Er hatte das Bewußtsein, manches Unrecht in seinem Leben mit der That von gestern ausgelöscht, vor allem aber für die Zukunft gesorgt zu haben.

Es war ja das einzig Richtige — nur die Leidenschaft konnte das Auge so trüben — durch eine Heirat wieder zu vereinigen, was nie hätte getrennt werden sollen. Ja selbst von dem Standpunkte aus, den er früher einnahm. Was konnte er sich denn Besseres wünschen, als daß der Name Lehner völlig verschwand auf der Höh? Name und Hof, und das mußte die Zukunft ja bringen.

Wie nach einem schweren, aber gelungenen Tagewerke sah er selbstzufrieden vor der Hütte, auf den goldig herabblitzenden Segen des Westerwaldes blickend, den wirren, dichten Haufen tadelloser Sägeprügel, welche auf einem Lichtschlag oberhalb des Grabens bereit lagen.

Für der Nacht hatte es geregnet, das „Föllern“ mußte vortrefflich gehen auf dem glatten Boden. Morgen sollte damit begonnen werden. Eine voreilige Gesellschaft von etwa vierzig Stück schwerer Sägehölzer war bereits oben in das Gefäll des Grabens gerutscht und hatte sich, wohl auf irgend ein Hindernis stoßend, verkeilt, einen förmlichen Wall bildend, der erst entfernt werden mußte, ehe man oben mit dem „Föllern“, dem Loslassen der Stämme, beginnen konnte.

Flori äußerte als praktischer Arbeiter seine Bedenken, indem er die verstaubten Stämme sich genau ansah.

Man müsse mit der äußersten Vorsicht bei Wegschaffung derjelben vorgehen, es sei „den Tropf'n net z'trauen“ und kein Platz zum Ausweichen an der Stelle. „Am besten wär's, wenn's von selber 's Geln anfinga!“

Lorenz hingegen, der sich heute wieder als junger, jede Gefahr verachtender, durch seine Gewandtheit berühmter Holzer von ehedem fühlte, fand an der Arbeit gar nichts Bedenkliches. Er sah genau, wo man's anzupacken habe.

„Den oberen Prügel, der fast grad in d' Höh steht, a bißl nach rechts drahn mit 'n Griesbeil, und das ganze Graßl geht durch. Grad da, grad' müß'r brauch't's a bißl ausäubern.“ Er wies auf eine Stelle des Grabens, wo von den Seitenwänden abgerutschtes Gestein und Sand die Schleufe verengte.

„Könn't'n si leicht no amal verrenna, wenn der große Schub kommt, nacha gibt's Scherb'n.“

„Und wenn's ob'n ausläßt,“ meinte Flori, von neuem einen besorgten Blick aufwärts richtend, „dann gibt's kan Ausweichen net.“

„Das gibt's net,“ erwiderte Lorenz; „weil i gestern nachg'schaut hab', von selb'r können s' net los werd'n.“

Während sie so hin und her sprachen, raschelte und knickte es plötzlich im Hochwald, und als sich Flori wandte, erblickte er zwischen den grauen Stämmen, aufwärts sich bewegend, bunte Farben, ein Frauenzimmer!

„Jessas, die Resl!“ sagte er dann plötzlich, von seinem Sitz aufspringend. „Was führt die wohl auffi zu uns?“

„A Botschaft halt!“ meinte schmunzelnd Lorenz, welchem der Zweck dieses Besuches keinen Augenblick zweifelhaft war.

Resl hatte ein gar seltsames Benehmen. Als sie in die Nähe gekommen war, blieb sie bald zögernd stehen, bald lief sie wieder eine Strecke.

Sie war im besten Sonntagsstaat; ein brennrotes Sträußl steckte auf dem grünen Hut. Aber erhitzt war sie, außer Atem.

Plötzlich eilte sie dicht an Flori vorbei, ohne ihn nur anzusehen, auf den Achenbacher zu, fiel vor ihm auf die Knie, ergriff laut schluchzend seine Rechte und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

Und der Vater ließ das alles geschehen, dann hob er das Mädchen schmunzelnd auf, hielt sie mit beiden Armen vor sich hin und sah ihr fest in das dunkelrote, thränenfeuchte Antlitz.

„Bist zekt z'fried'n mit unsrer Lieb'n Frau von der Zerleskunt?“ fragte er.

Da lächelte sie gar lieblich und warf einen verschämten, hold verschleierten Blick auf Flori, dem das alles ein Rätsel war.

„Ja, weist denn Du no gar nix?“ fragte sie erstaunt.

„Flori!“ Ihre Stimme ersticke die Thränen. „Flori!“

Es war ein Jubelschrei, der keine weitere Deutung brauchte. Sie lag schluchzend vor Seligkeit an seiner Brust.

Noch einmal richtete der junge Mann einen fragenden Blick auf den Vater.

„Is denn wirkli wahr?“ Lorenz nickte stumm.

Da sanken sie beide vor ihm auf die Knie, und er legte segnend die Hände auf das jugendliche Paar.

„Unser Herrgott segne Euren Bund und laß an neu'n, g'hunden Stamm draus entstehn, der nix mehr weiß von dem alten Haß und der alten Feindschaft. Amen!“

Etwas Priesterliches lag in dem Tone der dunklen Stimme.

„So, und zekt pflanz't's Euch aus,“ sagte er dann in völlig verändertem Tone, als ob er sich seiner weichen Stimmung schämte, alle weiteren Dankbarkeitsergüsse der jungen Leute zurückweisend.

Er trat in die Hütte.

Lenz hatte schon vor Tagesgrauen das Haus verlassen. Er ging dem Westerwald zu.

Für alle Fälle steckte er das Abschraubgewehr, das ihm schon gute Dienste geleistet, unter seine Poppe. Sonst stand ihm der Sinn nicht nach Wald und Weidwerk.

Zekt galt es nicht mehr allein, Vergeltung zu üben an seinem Todfeind, dem Achenbacher, sondern seine ganze Existenz zu verteidigen, sein Heim, aus welchem ihn dieser zu guter Letzt vertreiben wollte, wie einen räudigen Hund. Da wehrt sich z'lezt jeder! Die letzten Bedenken schwinden.

Zekt galt's nur noch, „wia anpack'n?“ Bei seiner völligen Ratlosigkeit blieb ihm nichts übrig, als vorerst den Bau des alten Fuchses, die Holzhütte im Schindlgraben, scharf zu beobachten, seinen Aus- und Eingang, wie man's auf der Wildbahn treibt.

Er umging vorsichtig die Hütte, schlich den Hochwald hinauf und suchte sich einen geeigneten Beobachtungsposten auf.

Bläulicher Rauch lag über dem Dach, der Bau war bezogen. Dann kam richtig der Achenbacher heraus, mit Flori im besten Einbernehmen.

Sie deuteten auf die im Graben eingekleisterten Hölzer hinauf.

Lenz lag dicht dabei. Er hatte bis jetzt nicht darauf geachtet in seinem Beobachtungseifer. Jetzt fiel auch sein Blick darauf.

Er vergaß darüber ganz die beiden unten, so interessierte ihn das Gewirr von Stämmen, die sich mitten im Sturze durch ein Zusammenfügen, wie es keine Menschenhand vermocht hätte, zu einem schwebenden Gerüst vereinigt.

Sein Fuß stützte sich sogar auf einen Sägrügel, welchen der Prall über die Kante des Grabens geschleudert, so daß er pendelnd schwebte, dem leisesten Druck seines Fußes nachgebend, während er mit dem unteren Ende schon in den Haufen ragte.

Lenz' Auge bohrte sich, von einem Gedanken erfasst, in das Gitterwerk der Stämme. Er studierte seine Konstruktion. Plötzlich bemerkte er, wie der Stamm unter seinen Füßen seine Bewegung als Hebel auch den andren mitteilte; ein leises Zittern und Rücken ging durch den Haufen. Da zog er den Fuß rasch zurück.

„Das gäbat an Kumpfer!“ sagte er vor sich hin. „Jetzt brauchat er grad in der Rimm z'stehn.“

Er blickte rasch hinunter. Die beiden Achenbacher waren hinter der Hütte verschwunden.

Er setzte noch einmal leise den Baum zu seinen Füßen in Bewegung.

„Aber heut is Sonntag, und morg'n räum'a's ab. Ja, wenn's so leicht gang'! Das wär' was Bessres als der durchg'jagte Steg. Der Holzstoß is ganga und hat 'n mitg'nomma! Da gäbat's weiter kein Red'n mehr.“

Er legte sich auf den Rücken und hing seinen Gedanken nach.

Der Urban handelte do eigentli erbärmli an ihm! Was hat er ihm net Dienst erwies'n grad die letzte Zeit! Jetzt setzt er 'n kaltblütig auf d' Straß'n, weil's der Achenbacher so will! Und er, er will ihm dafür a no zur Burgl verheß'n, sein G'wissen mit an Mord b'schwer'n für den saubern Bruadern. Was kann's ihm denn verschlag'n, wenn der Flori die Resl nimmt? Was will er denn von ihr? So a armfelig'r Loder, in dena Jahr'n, bluatsverwandt! Das Madl wär' so glücl'i — der Flori is ja gar kan so unebner Mensch, wenn er kan Achenbacher wär'!

Aber er dürst's ja gar net mitan'schaun das Glüd — er müßt ja fort — auf imma! So verlaugt's der g'häßige Mensch.

Und was hat er ihm je gethan? Nix, gar nix, als daß er sich hat bluaticg schlagen lass'n von ihm und wie an Hund b'handeln. Damals bei der Wahl, mit 'n Fuaß'n hat er ihn tret'n vor alle Leut, und dann auf der Alm — dann die G'schicht mit die vierhundert Mark. Grad glänzt hat er vor Freud, daß 's jetzt ins Buchthaus geht mit 'n Lenz! Und jetzt will er 'n auf die Straß'n werf'n und a Almos'n nach, wie an Bettler! Na, so hab'n ma net g'rechnet, Achenbacher!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chawe Rubin.

Erzählung von Alexander Szwentochowski.

Symchas Urgroßvater, der den Namen eines Edelsteins hatte besitzen und dies Zauberwort seinen Kindern vererben wollen, hatte sich Rubin genannt. Aber dieser Umstand half weder ihm, noch seinen Nachkommen. Symcha war ein Rubin, aber in das vollendetste Elend gefaßt. Ihm fehlte wirklich nichts, was nur immer ein armer Teufel brauchen kann, um ganz zu Grunde zu gehen. Als „Chusit“ sah er fortwährend im Wehhaus; überzeugt, daß er aus „sehr guter Familie“ sei, behandelte er sich als Berühmtheit, die die Welt unterfüßen müsse und nicht sterben lassen werde; seit einer Reihe von Jahren endlich brustkrank, war er zu jeder Handarbeit unfähig. Der Tod des Vaters gab ihm schließlich den letzten Stoß. Er erhielt nämlich als Erbgut das Viertel eines Hauses in Kazimierz an der Weichsel; dieses Haus war eine zerfallende Hütte, deren unteres Fensterbrett bereits unter den Rand der toten Gasse gesunken war und die der Stadtkassierer selbst als „als der Demolierung bedürftig“ von allen Abgaben befreit hatte. Nichts desto weniger war Symcha

auf sein Erbe, das ihm den Titel „Hansherr“ eintrug, nicht wenig stolz. Er nahm in die Zimmer, die sein ganzes Besitztum repräsentierten, zwei Mieter auf und seit der Zeit zankte er sich mit ihnen oder versprach Reparaturen „für den Frühling“, oder er saß auf der Bank vor der Thür und sonnte sich, wobei er mitunter drei Hüner mit gekochten Kartoffelschalen fütterte. Das Wehhaus begann er zu vernachlässigen. Krankheit, Hunger, Familienstolz und endlich das Bewußtsein seiner Hausherrnwürde brachten den armen Juden in einen Zustand vollkommener Unfähigkeit. Wenn der Müßiggang ihn quälte, ging er auf den Marktplatz und sprach mit den Vorübergehenden über die zahlreichen Käufer seines Besitztums, das niemand haben wollte. Da auch seine Mieter nicht zahlten, zerbrachen sich die Leute die Köpfe darüber, wovon Symcha mit seinen vier Kindern lebte. Die Lösung dieses Rätsels bewerkstelligte aber Chawe Rubin, seine Frau.

Ein Künstler, der im Stande ist, beschädigte Bilder aufzufrischen, hätte die dreißigjährige Chawe wahrscheinlich schön gefunden. Und wirklich konnte jeder noch die regelmäßigen Züge ihres Gesichts erkennen, eine graziose Nase, ein feuriges, schwarzes Auge, ein kleines, modelliertes Ohr und ein gewinnendes Lächeln, aber all' das war durch so viel Elendszeichen entstellt, daß ich es vorziehe, mehr von Chawes Arbeitsamkeit, als von ihren Reizen zu sprechen. Denn Chawe war fleißig, so fleißig, wie nur immer eine Jüdin sein kann, wenn sie ihren Mann und ihre vier Kinder von Handelsgeschäften erhält, in denen drei Rubel das ganze Umsatzkapital bilden. Wäre Chawe als Katholik in zur Welt gekommen, so hätte sie wahrscheinlich täglich ein Paar polnische Gulden¹⁾ verdient und im Ueberfluß leben können; als Jüdin gab es für sie zu viel Arten von „diesem Handel“ und sie mußte sich ausschließlich mit dem Zwischenhandel bei unbedingt notwendigen Lebensartikeln begnügen, was ihr in gewöhnlichen Zeitaläufen einen täglichen Reingewinn von 20 bis 25 Groschen²⁾ gab. Und das nur bei sehr großen Anstrengungen. Sie mußte des Morgens in die Kolonie laufen, die drei Bierst³⁾ hinter der Stadt lag, die Milch beim Pächter holen und sie in den Häusern austragen; sie mußte in den Nachbarhöfen herumlaufen und Butter und Käse für die Weantenfrauen einkaufen; sie mußte in die Meierei in der Nähe der Stadt Petroleum liefern usw. In der Kleinstadt, wo jeder alles im Hause hat oder leicht erreichen kann, ist der Zwischenhandel im Kauf beschränkt und kann sich nur bei bescheidenen Anforderungen aufrecht erhalten. So war denn auch Chawe von Morgengrauen bis zur Nacht auf den Beinen, um ihre 25 Groschen zusammenzubringen. Den Schmerzpunkt und den verzauberten Kreis ihrer Armut bildete das kleine Umsatzkapital, das größere Handelsgeschäfte nicht zuließ. Hätte sie 50 Rubel zur Verfügung gehabt, sie hätte sicherlich schon nach einigen Jahren an Schabbes Seidenkleider getragen und die Kazimiersker Aristokratie hätte sie artig begrüßt. Aber Chawe besaß eben nur drei Rubel Umsatzkapital. Erweitern ließ sich dies Kapital nur durch eine Reihe von fähigen und glücklichen Operationen und die beiden wichtigsten Eigenschaften hierzu, Mut und Ehrgeiz, fehlten ihr nicht. Sie träumte fortwährend von Wohlstand und Risiko. Einmal hatte sie sogar schon fast in einem Dorf ein Angeld auf zehn Töpfe Honig gegeben, aber dann hatte die Furcht, ihr ganzes Bargeld zu verlieren, sie doch zurückgehalten. Als sie aber späterhin erfuhr, daß einer ihrer Bekannten jenen Honig gekauft und vier Rubel daran verdient hatte, weinte sie sehr und beschloß, sich bei der nächsten Gelegenheit zu einem gewichtigen Schritt aufzuraffen.

Eines Tages ging sie an die Weichsel, um einige Aale zu kaufen. Als sie näher kam, bemerkte sie unter den Fischen eine gewisse Bewegung, deren Anlaß drei frisch gefangene Störe bildeten. Sofort kam Chawe ein toller Gedanke: Kaufen? Mit zitternder Stimme fragte sie nach dem Preis.

„Im Ganzen fünf Groschen das Pfund“, antwortete einer der Fischer, „es werden einhundertundfünfzig Pfund sein“.

Chawe begann leidenschaftlich zu handeln.

„Was ist da zu reden“, antwortete der Fischer, „Stör haben wir seit einem Monat nicht gefangen, Ihr werdet ihn zu einem Gulden verkaufen“.

Chawe war von der Aussicht auf Gewinn so betäubt, daß sie den Preis annahm, und „unterdessen“ drei Rubel gab. Den Rest hoffte sie aus einem sofortigen Verkauf zu erlangen. Während sie vor Aufregung glühend, mit den Fischen zur Stadt ging, überzählte sie in Gedanken alle Häuser, wo sie für ihre Ware Absatz finden konnte. Der Adjunkt, der Schreiber, der Unterschreiber, der Notar, der Bürgermeister, der Kassierer, der Gerber . . . fünfzehn Groschen das Pfund, zwanzig, ein Gulden, vielleicht sogar . . . Bei diesen Gedanken glänzten Chawes Augen in altem Glanz und um die Lippen spielte ein reizvolles Lächeln. Sie schob die Haube zurecht und lief so rasch, daß die Fischer mit den Stören ihr kaum folgen konnten.

Und wenn niemand kaufte?

Einhundertundfünfzig Pfund Fisch in Kazimierz allein unterbringen, wo an gewöhnlichen Tagen kaum dreißig Personen sich solch einen Luxus gestatten konnten . . . Sie blieb erschrocken stehen. Der Atem stockte ihr plötzlich, aber sie erholte sich sofort wieder und lief weiter.

„Geht in meine Hütte“, sagte sie zu den Fischern, ihnen einem Fisch entreißend, „und wartet ein bißchen, ich geh' nur Geld wechseln“.

¹⁾ 15 Kopeken = 1 alter polnischer Gulden.

²⁾ 1/2 Kopeke = 1 alter polnischer Groschen.

³⁾ 1 Bierst ca. 1 km.

Und ohne die Antwort abzuwarten, lief sie durch die enge Straße an das andere Ende der Stadt. Chawve war eine viel zu erfahrene Person, um nicht zu wissen, daß sie die Würdenträger der Stadt der Reihe nach besuchen müsse, wenn sie alle Fische verkaufen wollte. Und so lief sie denn auch, trotzdem die Wohnungen der andren Damen am Wege lagen, an das entgegengesetzte Ende der Stadt, zu der Frau Adjunktin. Die Spekulation war ganz richtig. Die Frau Adjunktin kaufte nach verhältnismäßig kurzen Verhandlungen den ganzen Stör für drei Rubel, d. h. ungefähr elf Groschen per Pfund. Trunken von der Hoffnung auf großen Gewinn, aber auch über den Ausgang des Fischhandels nicht wenig beunruhigt, lief Chawve unter den widersprechendsten Gefühlen nach Hause.

Na was, dachte sie laufend, einmal billiger, einmal teurer! Sie nahm einen ganzen, gab gleich Geld, ich könnte die beiden andren verschleppen und hätte meine drei Rubel.

„Meine drei Rubel“, rief sie laut, das Papier in der Tasche zusammenknüllend. „Fünf Gulden kommen ihnen noch, die werd' ich zahlen; sind zwei Störe nicht fünf Gulden wert?“

Aus der Ferne sah Chawve schon ihren Mann mit den Fischern vor dem Hause verhandeln, wobei er mit einem Stock nach den Stören stieß, die die Kinder ängstlich ansahen.

„Fische, was für Fische“, sagte er verächtlich. „Wer ist das — ein Hungeriger. Und wer bezahlt das — ein Dummer. Hat sie Euch kein Angeld gegeben?“

„Das hat sie“, sagte einer der armen Kerle, „aber den Rest bringt sie nicht.“

„Gewalt! Sie kommt nicht? Hab' ich kein Haus, bin ich kein Hausherr, ist mein Besitztum nicht fünf Groschen wert?“

Symche bemerkte jetzt seine näherkommende Frau und fuhr noch stolzer fort: „Auf meinem Besitz ist keine Hypothek, so werden noch zwei Störe Platz haben. Ich handle nicht mit solchen Dummheiten, ich habe gesagt, ich habe ein Haus. Symche ist Hausherr.“

Chawve beruhigte ihren Mann mit ein paar scharfen Worten und wandte sich an die Fischer.

„Drei Gulden hab' ich zu zahlen.“

„Fünf“, riefen die Fischer.

„Was einen Rubel und einen Gulden das Stück?“

Ein Streit begann. Aus Prinzip und in der Hoffnung, gleich beim ersten Stör schon zu verdienen, wollte Chawve zwei Groschen abhandeln, aber vergebens.

Die Fischer zogen mit ihrem Gelde ab und Chawve setzte sich auf die Bank vor dem Hause und wuschte sich mit der Schürze den Schweiß vom Gesicht, ohne sich um das weinerliche Geschrei der Kinder zu kümmern, die sie von vier Seiten zupfien. Endlich zog sie zwei Winnen aus der Tasche, zerbiß sie in vier Teile und füllte vier offene Mäuler.

„Symche“, rief sie ihrem Manne zu, der, die Hände auf dem Rücken, die bemosten Schindeln seines Besitztums betrachtete, „trag' die Störe ins Zimmer.“

„Ist ihnen hier auch nicht kalt“, antwortete er phlegmatisch und schleppte sich hustend zur Stadt.

Chawve zitterte vor Wut und in ihre Augen traten zwei große Thränen. Sie haßte ihren Mann wegen seiner Faulheit und Krankheit, so weit sie im Joch ihrer sätzeren Arbeit haßen konnte. Wäre Symche gesund gewesen, sie hätte eine gewisse Anhänglichkeit für ihn gehabt, hätte er aus religiösen Motiven gefaulenzte, sie hätte geduldig die ganze Last allein getragen. Aber Symche ging als „Chusit“ und auch infolge seiner Krankheit jeder Beschäftigung aus dem Wege. Ein kranker und dabei sich noch vermehrender Parasit — kann es für eine arme Frau etwas Schrecklicheres geben?

Chawve schwieg noch immer, vollauf mit den Stören beschäftigt, die sie rasch loswerden mußte, da ihnen die Zulihige schaden konnte. Ohne auf das Kindergeschrei zu achten, lief sie in eines der Nachbarhäuser, zu ihrer Kundin, der Frau Kassiererin, die sie richtig im Gärtchen traf.

„Ach, ach, gnädige Frau, was ich für die gnädige Frau hab'. Keinem Menschen noch hab' ich ein Wörtchen gesagt. . . . Einen frischen, schönen, sehr schönen Stör.“

„Stör“, sagte die Frau Kassiererin, „das ist gar kein Fisch. Boriges Jahr hab' ich zwanzig Pfund einmariniert und mußte die Hälfte rauswerfen. Nicht einmal die Kinder wollten's essen.“

„Was die Frau Kassiererin sagt, was die Frau Kassiererin sagt! . . . Der selige Notar hatte Stör lieber, als gebadene Schwämme. . . . Und die Frau Adjunktin fragt immer: „Chawve, Chawve, wann hab' Ihr Stör für mich?“

„Na schließlich, wenn er billig ist.“

„Für die gnädige Frau einen Gulden das Pfund.“

„Geht weiter, Chawve, für das Geld hab' ich Lauch.“

„Kostet mich selbst fünfundzwanzig Groschen, ich muß was verdienen.“

„Fünfzehn Groschen geb' ich und nehme dreißig Pfund.“

„Was mach' ich mit dem Rest. Frau Kassiererin, so ein schmackhafter Fisch, daß man es fast bedauert, wenn man ihn aufißt. Na, ich lauf' zu der Frau Bürgermeisterin, vielleicht nimmt sie ihn zur Hälfte.“

Unterdes aber hatte die Frau Bürgermeisterin in Erfahrung gebracht, daß Chawve im Drange der Geschäfte die Rangordnung nicht ganz strikt eingehalten und sich erst bei der Frau Kassiererin gemeldet hatte. Das Resultat war, daß die Frau Bürgermeisterin die Jüdin zur Thür hinauswarf.

„Die Spießbübin“, jährie sie die Thür zuschlagend, „die will mich

mit dem traktieren, was einer Kassiererin nicht mehr mag. Das vergeß' ich Dir nicht.“

Chawve hatte keine Zeit, sich über diesen Empfang lange zu grämen und lief weiter. Aber der Gott des Handels hatte offenbar beschlossen, sie schwer für ihren Wagemut zu strafen, denn sie brachte weder einen ganzen, noch einen halben Stör an. In dem einen Haus fehlten die Herrschaften, in dem andern das Geld, und Chawve kam tiefbetäubt nach Hause, nachdem sie die ganze Stadt durchstöbert hatte.

Was thun? Für eine arme Händlerin, der niemand zwei Störe abkaufen will, ist diese Frage nicht weniger schrecklich, als für den Handelsherrn, dessen beladenes Schiff mitten auf dem Meere led wird. In einer solchen Stunde der Gefahr ist immer der erste Gedanke: das Kapital retten. Nachdem sie die Fischer bezahlt hatte, fehlten Chawve zu der eingelegten Summe noch fünf Gulden. Sie nahm rasch ein Veil, hieb einen Stör in zwei Hälften und trug die eine davon zu der Frau Kassiererin. Wenn sie sofort den ganzen Betrag einheimste, hatte sie zwei Rubel Reinverdienst, selbst wenn der übrige Teil der Fische verderben sollte. Oh! süße Hoffnung, oh! lustiger Tag des Glücks. Zwei Rubel Verdienst für ein paar Stunden Lauferei. Wohlhabendere Leute als Chawve würden sich unter solchen Umständen dem Fischhandel zuwenden.

Aber an diesem Tage sollte sich die Erde unter ihren Füßen fast in Wasser verwandeln.

Die Frau Kassiererin erklärte erst, sie würde nicht fünfzehn, sondern nur zehn Groschen pro Pfund zahlen und dann wollte sie das Geld nicht heute, sondern erst morgen hergeben. Somit hatte Chawve ihre drei Rubel nicht in der Tasche, und hatte noch keinen Groschen Bargeld verbient, trotzdem ein großer Teil des Tages bereits verlossen war. Dieser Gedanke betäubte sie erst förmlich, aber dann kam sie mit einem sonderbar energischen Gesichtsausdruck nach Hause. Es war ein Uhr mittags. Symche zerpfückte gerade rote Rübenblätter vor der Thür und warf sie den Hühnern vor. Die Kinder hockten, zu einem dichten Häuflein zusammengedrängt, an der Wand und lauten unreife Erbsenschalen, von denen der Vater ihnen eine Handvoll aus der Stadt mitgebracht hatte. Als sie die Mutter erblickten, begannen sie erbärmlich zu heulen. Chawve hob das Jüngste auf und küßte es. Dann ging sie in die Stube.

„Kauf' ihnen ein Pfund Brot“, sagte sie zu ihrer Mieterin und Hausgenossin und legte vier Groschen auf den Tisch, „ich muß weiterlaufen.“

Kleines feuilleton.

19. Tischgespräch. Es war ein sehr unpassendes Thema für diesen Kreis, man sah der kleinen Malerin aber auch die Bosheit förmlich aus den Augen funkeln. Und dieser Erich Wulkow — dieser grüne Junge, der noch kaum zwei Jahre auf der Unversität war, nickte ihr natürlich Beifall zu. Die Geschick der Damen verlängerten sich, der Geheimrat und der Rektor nahmen eine widerwollige Miene an, nur die junge Frau Rechtsanwältin nickte in ihr Taschentuch.

„Ja ich weiß wirklich nicht, meine Herrschaften, wie man darüber lachen oder sich entrüsten kann!“ sagte die Malerin scheinbar sehr ernsthaft.

„Rein, ich muß nämlich auch gestehen, ich . . .“

„Aber, Herr Wulkow!“ Die Geheimrätin schnitt dem Studenten entrüstet das Wort ab. „Aber, Herr Wulkow, ich finde wirklich, das ist keine Unterhaltung für Damengesellschaft.“

„Man muß doch bedenken, wo man sich befindet!“ warf der Rektor salbungsvoll ein.

„Es giebt ja Damen, die sich nicht dran stoßen! Ich meine aber doch in unsren Kreisen . . .“ Die Rektorin vollendete den Satz nicht, allein der Blick, den sie der Malerin zutraf, war vernichtend. Die Kleine schien das Vernichtende jedoch nicht zu empfinden. Sie zuckte die Achseln: „Nun, ich verstehe trotzdem nicht, warum man unter denkenden Menschen die Frage nicht diskutieren soll. Es ist doch eine Frage, die uns Frauen sehr viel angeht.“

„Rein, erlauben Sie mein liebes Fräulein“ — die Geheimrätin sagte das „liebes Fräulein“ mit der Herablassung einer Königin — „erlauben Sie, die freie Liebe geht uns gar nichts an. Das mag was für die unteren Kreise sein, einer Dame aus guter Familie wird kein Herr so etwas anzubieten wagen.“

„Ganz ausgeschlossen!“ bestätigte der Geheimrat im Brustton der Ueberzeugung.

„Das wäre ja auch wohl merkwürdig! Da würde ja überhaupt keine Dame drauf eingehen!“ warf die Rektorin ein.

„Dann war' sie auch schön dumm!“ lachte die junge Frau Rechtsanwältin. „Rein, hören Sie, Fräulein, wenn man einen lieben soll, muß er auch die Gewähr bieten, daß er zeitlebens für einen sorgt — sonst — nich in die Hand.“ Sie zog die Arme an und spreizte alle zehn Finger.

„Bravo!“ rief die Geheimrätin.

„Das heißt also nach Ihrer Meinung, man soll sich so teuer wie möglich — verkaufen!“ Die Augen der kleinen Malerin sprühten Funken.

„Aber Fräulein!“ Die ganze Gesellschaft jährie auf.

„Was sind denn das für Ausdrücke, Fräulein!“ Die Geheimrätin geriet fast außer sich. „Sich verkaufen, wenn man eine Ehe

eingeht? Das ist doch einfach die Ehe — und an der hält man eben fest, wenn man aus guter Familie ist."

"Und was heißt denn nun eigentlich aus guter Familie sein?" fragte mitten in den Wirrwarr hinein Erich Wulkow. Der Schall suchte ihm die Mundwinkel.

Die Entrüstung wuchs. "So etwas zu fragen!"

"Ich meine, das weiß wohl jeder Mensch!"

"Na, hören Sie, Herr Wulkow! Wer aus guter Familie ist?"

"Wir hier sind aus guter Familie!" rief die Frau Rechtsanwältin.

"Wenn es auch mancher zu vergessen scheint." Die Stimme der Rektorin klang messerscharf.

Die Frau Rechtsanwältin beugte sich vor und sah Erich Wulkow herausfordernd an: "Wer aus guter Familie ist? Die Frage ist doch in jedem Fall leicht zu beantworten. Oder halten Sie vielleicht 'ne Vätertochter für 'aus guter Familie?'"

"Na erlauben Sie mal..." Die Rektorin schnellte in die Höhe, allein der Geheimrat schnitt ihr das Wort ab: "Nein, ich sollte auch meinen, da kann man höchstens sagen: 'von anständigen Eltern.'"

"Aber erlauben Sie," die Stimme der Rektorin schnappte über, "erlauben Sie... ich bin... auch eine Vätertochter." Sie fant erschöpft in die Sopha-Lede.

"Ah, ah, ich... Entschuldigen Sie." Der Geheimrat war völlig konsterniert, der Rektor warf seiner Frau einen zornigen Blick zu und jagte mit scharfer Betonung: "Er war aber Hofbäder, Amalie, und ist als Mentier und Hausbesitzer gestorben, das sage gefälligst auch!"

"Na also!" rief die Frau Rechtsanwältin, "das ist doch denn ganz etwas Andres!"

"Und... und... ich habe auch noch hinzufügen wollen: Väter... und Väter ist ein Unterschied." Der Geheimrat suchte sich zu entschuldigen. Ueberhaupt sind die Anwesenden ausgeglichen, kam Erich Wulkow ihm zu Hilfe, und die Malerin fügte rasch hinzu: "Ich denke, wir beantworten die Frage dahin: wer gut erzogen und ein guter Mensch ist, der ist aus guter Familie."

"Sehr richtig," nickte der Student. Allein der Geheimrat schüttelte den Kopf: "So einfach ist die Sache nun doch nicht, Fräulein."

"Wir haben auch gut erzogene Arbeiter," rief die Frau Rechtsanwältin, "und mein Dienstmädel ist sehr gut, aber darum ist sie doch noch lange nicht aus guter Familie."

"Es bestehen da sehr feine Unterschiede," bestätigte der Rektor, "die Familie muß eine Stellung in der Gesellschaft haben, 'n Offizier, ein Beamter, ein Banquier, das ist 'gute Familie'."

"Auch wenn der Bankier betrogen hat und der Offizier in Schulden steckt?" fragte die Malerin ironisch.

"Gott, das sind doch aber Ausnahmen."

Die Rektorin schnellte wieder in die Höhe: "Sie kommen immer mit den Ausnahmen, Fräulein. Und 'gute Familie' bleiben sie darum doch."

"Und dann möchte ich vor allen Dingen noch eins betonen." Die Geheimrätin trommelte auf der Tischplatte und sah die Malerin giftig an: "Sie haben das Thema angeschlagen, Fräulein, und darum spreche ich auch davon. Wenn... wenn... wir Ihre... hm, freie Liebe bekämen, dann hätten wir überhaupt keine 'gute Familie' mehr." —

k. Indische Heilige. In eine seltsame Welt läßt ein soeben in London erschienenen Buch „The Mystics, Ascetics and Saints of India“ von J. Campbell Oman einen Blick thun. Er schildert die heiligen Wüster und Wunderthäter in Indien, und namentlich auch über die Triebfedern ihrer Handlungen giebt er einige überraschende Aufschlüsse. Der religiöse Schwärmer glaubt, daß er sich den schrecklichsten Kasteiungen unterwerfen muß, wenn er eine besondere Gnade zu erhalten wünscht. In dieser Beziehung geben die Orientalen Beispiele von einer fast wunderbaren Entschlossenheit und Ausdauer. Fast unglaublich klingen die Schilderungen von Selbstquälereien, denen sich Fanatiker und Fakire unterwerfen; man sieht ihre Prozeduren in Abbildungen, die dem Buche beigegeben sind. Ein Mann hängt mit dem Kopf, der mit Ketten belastet ist, nach unten, ein anderer sitzt in fast unmöglicher Stellung mit gekreuzten Beinen und verdrehten Füßen, sodas die Fußsohlen auf dem Bauch ruhen. Ein dritter nimmt eine ähnliche Stellung ein, mit seinen schrecklich verdrehten Beinen hält er sich auf den Kniegelenken im Gleichgewicht. Aber wenn auch religiöse Inbrunst das treibende Motiv sein kann, so ist in vielen Fällen doch der Zweck dieser Qualen die Habgier. Ein Mann erleidet das Märtyrertum, um Geld genug zur Erhaltung von 100 000 Brahminen zu sammeln; ein anderer will sich wohl auch seinen Gott geneigt machen, damit er Kraft genug gewinnt, einen gegnerischen Glauben zu vernichten. In Indien giebt es viele Klöster, Tempel und religiöse Anstalten. Der reiche Hindu giebt sein überflüssiges Geld zur Errichtung solcher Gebäude aus. Sowohl pekuniäre wie religiöse Erwägungen führen ihn dazu. Merkwürdig ist der feste Tarif, den die geistigen Vorteile für die frommen Stifter festsetzt. Er ist ein genau geregeltes Geschäft: Wer den Bau eines Tempels für Hari ins Auge faßt, dem werden die Sünden von hundert früheren Geburten erlassen. Der Gründer eines Tempels für Vishnu kauft sich seine Rettung und die von acht Generationen über seinen Großvater hinaus. Wer einen Tempel für Hari bauen läßt, trägt 10 000 vergangene und zukünftige Generationen zum

Gaule Vishnu. Beim Beginn des Baues einem Tempels für Krishna werden die Sünden von sieben Geburten vernichtet und die Vorfahren aus der Hölle gerettet usw. Ebenso bringen Wittsteller, die wegen einer günstigen Antwort auf ihre Bitten der Gottheit dankbar sind, dem Tempel Dankopfer oder statten ihn mit Geld oder Land zu allgemeinen Zwecken aus. Dazu kommen die Opfer ängstlicher Seelen zur Abwendung von Unheil. So entstehen durch religiösen Eifer Habgier, Nächstenliebe, Aberglaube und aus Trägheit immer neue Tempel und Klöster und durch ihre Vermehrung wird wieder das Heer der Bettler größer. Manche Klöster sind so reich geworden, daß die britische Regierung darauf aufmerksam geworden ist. In der Regel sind sie harmlos, aber einigen sind auch Räubereien und Morde nachgewiesen. —

Medizinisches.

— Starrkrampf infolge eines Vogelbisses. Wir lesen in der Wiener „Zeit“: Das Institut des Bakteriologen Prof. Robert Koch publiziert einen merkwürdigen Fall von Starrkrampf, einer sehr schmerzhaften und äußerst gefährlichen Erkrankung. Eine Frau wurde von einem Psau in die Stirn gebissen, wobei sie das Tier mit seinen Krallen auch am Kopf verletzte. Vier Tage später trat bei ihr eine linksseitige Gesichtslähmung und nach weiteren vier Tagen ein heftiger Starrkrampf der Muskeln des Kopfes, des Nackens und einzelner Rumpfmuskeln auf. Infolge dessen konnte die Kranke keine feste Nahrung zu sich nehmen, da sie den Mund nicht öffnen konnte und außerdem durch Krampf der Schlingmuskulatur Schlingkrämpfe bekam. Sie wurde in das Kochsche Institut gebracht, wo sie vom Assistenten Dr. Schüze behandelt wurde. Man führte ihr durch eine vordere Zahnklüde ein Röhrchen ein, durch welches sie flüssige Nahrung nahm. Gleichzeitig wurde sie mit Einspritzungen des Behring'schen Tetanusserums behandelt, nachdem die Wunden am Kopfe vorher ausgebrannt worden waren. Die Frau wurde von ihrem Leiden vollkommen geheilt. In der Stirnwunde wurde die Spitze des Schnabels des Psaues vorgefunden. Es ist nun interessant, daß Meerschweinchen, denen man ein Partikelchen dieser Spitze unter die Haut brachte, an schwerem Starrkrampf erkrankten. Außerdem wurden mit der Schnabelspitze Züchtungsversuche vorgenommen und reine Kulturen des Erregers des Starrkrampfes (Bacillus Tetani) erzielt. Es stellte sich dann heraus, daß sich in dem Hofe, in welchem der Psau gehalten wird, ein Schutthausen befindet, welcher die Tetanusbacillen enthält. Der Psau pflegte in diesem Schutthausen herumzugraben und übertrug dadurch mittels seines Schnabels und seiner Krallen die gefährlichen Bacillen auf die Frau. —

Humoristisches.

— Praktische Auslegung. Junge: „Vater, nun bekommen wir doch bald keine Zeugnisse mehr in der Schule?“

Vater: „Wieso denn, Karl?“

Junge: „Nun, in den Zeitungen steht doch jetzt schon immer: Los von der Censur!“ —

— Schreckliche Verwünschung. Cohn (im Streite mit einem Konkurrenten): „In Central-Afrika sollste mit Winterpelzen handeln müssen!“ —

— Voss'st. Freund: „Ihre Frau ist eine begeisterte Anhängerin der Leichenverbrennung, wie ich aus ihrer Unterhaltung gehört habe.“

Junger Ehemann (seufzend): „Ja, ja, heute mittag hat sie erst wieder eine prachtvolle Gänseleiche verbrennen lassen!“ — („Regendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Paul Lindau hat soeben ein neues Schauspiel vollendet. Das Stück wird seine Erstaufführung in Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg erleben. —

— „Der Kampf ums Rosenrote“, ein vieraktiges Schauspiel von Ernst Hardl, gelangt noch vor Weihnachten im Deutschen Theater zu Hannover zur Erstaufführung. —

— De Croisset's Schäferspiel in Versen „Cherubin“ erzielte bei der Erstaufführung im Brüsseler „Theatre royal du Parc“ einen starken Erfolg. —

— In Frankfurt a. M. wird in diesem Winter César Franck's Komposition „Die Seligkeiten“ durch den Nüßlichen Gesangverein zum erstenmal in Deutschland zu Gehör gebracht werden. —

— Eine Fischereikarte der Faröer und ihrer Umgebung wird demnächst von der Regierung herausgegeben werden. —

o. Die Erforschung Finnlands. Die geologische Kommission von Finnland hat im Laufe dieses Sommers mehrere wissenschaftliche Expeditionen ausgesandt. Die erste hat den äußersten Norden aufgenommen und besonders die Kupferlager untersucht, die sich in dem Gebiet zwischen Kussamo, Kuolajarvi und Simo befinden. Eine andre Expedition erforschte die Gegend von Pelis-Jarvi. Eine Expedition, die zur Erforschung der Halbinsel Kamin ausgesandt wurde, hat die ganze Halbinsel bereist und ist jetzt zurückgekehrt. —